

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Die Paradiespforte

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

DIE PARADIESPFORTE

„Große Taten? Ja,

Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!

.. .. .

Da fuhr wohl manchmal einer nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.“

In den Tagen der Jugend träumt der Mensch davon, seine künftigen Taten gleich so groß zu tun, wie „Jahre lang durch Länder und Geschlechter der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt“, und ungeduldig sieht er sich vom trägen Strom der Zeit fortgetragen. Aber zu bald nur kommen die Jahre ins Stürzen und stellen Forderungen, die zum Träumen keine Zeit mehr geben. Wen sie einmal zur Besinnung kommen lassen, der erkennt mit einem Erschrecken, daß immer noch keine Taten vollbracht sind, die würdig wären, vom Munde der Dichter gewälzt zu werden. Tiefer und tiefer sieht er sich aus der Freiheit, in der die großen Taten geschehen, hineingezogen in die Verstrickung der kleinen, alltäglichen, ruhmestunwürdigen Pflichten, und dann führt er wohl Klage gegen ein Leben, das ihm zur höchsten Bewährung keine Gelegenheit gab, oder, er sieht die Grenzen seiner Kraft, das eigene Versagen, die eigene Schuld.

Seine Jugend aber, die er um ihrer Enge und Tatenlosigkeit willen schmähete, sieht er nun hinter sich wie das verlorene Paradies. Düstere Wolken hängen ihm zu Häupten, doch über der Jugend leuchtet die Sonne. Zwar blitzt in ihrem Licht auch das Schwert des Cherubs auf. Wenn aber das Heimweh im Auge des Rückschauenden sich steigert, bis es beschwörende Macht gewinnt, dann lächelt der Strenge, senkt das Schwert und gibt die Pforte ins Paradies der Jugend für eine Stunde frei.

Greise, die aus der Verantwortung schon halb entlassen sind, dürfen sich auf seinen Wegen und Steigen hinschlendernd ergehen. Ihnen ist noch Zeit gegeben zum Verweilen bei Dingen, die uns weniger wichtig oder gar läppisch vorkommen wollen. Wer aber nach einer Stunde unerbittlich zurückgerufen wird an

die Arbeit, der nutze den kurzen Aufenthalt für sein Werk! Und wenn seine Taten auch nicht die Maße derer haben, von denen er einst träumte, so kann er doch hier im Paradies nachprüfen, ob er seinen Auftrag zugunsten einer beliebig gearteten, selbstgewählten Beschäftigung hingeworfen hat, oder ob er das zugewiesene Werk immer noch mit der Großmut, der Unbedingtheit und dem Eifer seiner frühen Jahre tut. Und wenn er es irgendwo hat fehlen lassen, so gibt vielleicht die befristete Heimkehr ins Paradies dem Ermüdeten etwas wieder von seinem alten Schwung.

Die hier vorliegende Rückschau ins Paradies hat nicht den Voratz, die *Geschichte* einer Jugend darzubieten. Zu einem solchen Unternehmen darf sich der Mensch gedrängt fühlen, wenn die Taten seines reifen Alters sich dem allgemeinen Bewußtsein tief eingepägt haben, wenn also das Volk, oder doch größere Menschengruppen, welche stellvertretend als Volk gelten dürfen, mit ihrer Anteilnahme an solchen Büchern sich dankbar bezeigen und zugleich den Mann, den sie bisher aus der Ferne scheu verehrten, nun, da er als Kind zu ihnen kommt, in einen vertraulicheren Umgang nehmen können. — Einem anderen mag es gelingen, die eigene Jugend so vor den Zeithintergrund zu stellen, daß dieser seinen Kulissencharakter verliert und zur lebensvollen geschichtlichen Landschaft wird. Dann ist aber der Erzähler selbst nur eine belanglose Figur, die mit abgewandtem Gesicht im Vordergrund sitzt und hinauszuschauen scheint in die Landschaft, auf die allein es ankommt. — Einem dritten wieder ist es nicht zu tun um die Geschichtlichkeit, um den dokumentarischen Charakter seiner Darstellung. Er malt die Landschaft seiner Jugend als Poet, und wenn er über das Individuelle hinaus den Zauber des Menschenfrühlings als allgemeines und nicht zeitgebundenes Erlebnis wirksam machen kann, so ist sein Tun gerechtfertigt. — Und endlich liefert wohl einer mit Erinnerungen aus seiner Jugend wertvolle Beiträge zur Psychologie des Kindesalters.

In dem, was den Leser hier erwartet, sind solche Voraussetzungen der Anteilnahme nicht erfüllt. Wenn auch der autobiographischen Einzelheiten genug berichtet werden, so bin ich doch keineswegs der verwegenen Meinung, die Umstände meines Lebens verdienten ihrer an sich bestehenden Bedeutsamkeit wegen die Aufzeichnung. In allem meine ich nicht eigentlich *mich*, sondern

die guten Mächte, deren Wirken ich erfahren zu haben glaube. Ihrem Preis und ihrem Ruhm ist alles geweiht. Wo kann ein Mensch die guten Mächte unmittelbarer erfahren als in sich selbst?

Dichtung, Musik, Sprache, Geist, Gott! Kaum sind die guten Mächte mit einiger Mühe einzeln namhaft gemacht worden, so fließen sie schon wieder ineinander und bekunden so ihren Willen zu inniger Verbundenheit. Da aber die Sprache in meiner Aufzählung die Mitte hielt, wird es so sein, daß sie von links und rechts je zwei der anderen in sich aufgesogen hat. In der Sprache ist die Musik, der ganze sinnliche Zauber des Klanges, den der Geist, der von der anderen Seite herzutritt, aus der anfänglichen Unverbindlichkeit des Nur-Schönen schnell in die strenge Verpflichtung des Übersinnlich-Guten emporhebt. In der Sprache wird die Dichtung möglich, d. h. die Verdichtung des Universums zu einem kleinen Klanggebilde. In der Sprache ist Gottes Dasein bewiesen. Unter den Händen der Berufenen vollzieht sich am unscheinbaren täglichen Brot der Sprache das Wunder der Wandlung. In der gedichteten Sprache ist Gott zu jeder Stunde gegenwärtig.

Die Landschaft der Väter und das Blut der Ahnen halten ihren Platz im Ring der guten Mächte. Aber der kreatürliche Mensch nimmt ihre Wohltaten dumpf und — wie es scheint — undankbar hin. Erst der geistige, und das heißt: der sprechende Mensch wird sich ihrer bewußt, und dadurch, daß er das unbewußt Empfangene in die Unvergänglichkeit der Sprache nimmt, genügt er zugleich den Forderungen der Dankbarkeit.

Solcherart verlangt das Wort „Paradiespforte“ hier, in einer anderen Bedeutung genommen zu werden. Von der sinnlichen Anschaulichkeit, von den Erinnerungen etwa an eine Bilderbibel befreit, geht es hinüber in eine Bildlichkeit von mehr geistiger Art. Da erscheint die Sprache als Pforte, die den Eintritt in hohe Hallen freigibt, die alle Wunder und Wonnen des Lebens im Geist uns er wandelbar macht.

Weil mich die Sprache mit himmlischer Gewalt ergriffen hatte, fing ich als Siebenjähriger an, Packpapier mit Märchen und Versen zu beschreiben. Nicht anders fühlte ich mich zu solchem Tun gedrängt als es die Spinne treibt, ihr Netz zu spannen, und heute,

nach mehr als vier Jahrzehnten, ist das Schreiben immer noch mein wesentliches Anliegen. Mir war also Zeit gegeben, an Tassos Erfahrung das eigene Erleben immer wieder und immer gründlicher zu messen, und nach langer Prüfung darf ich wohl auch sagen:

„Wenn ich nicht sinnieren oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.“

An Versuchen, dem Seidenwurm das Spinnen zu verbieten, hat es freilich nicht gefehlt, und meistens gab ich mir selbst den unausführbaren Befehl. Auch hatten die geschichtlichen Erdstöße zwischen 1890 und 1940 wahrlich Gewalt genug, einem abseitigen Wanderer den nicht sehr klar vorgezeichneten Weg zu verschütten und ihn zu einer Änderung der Richtung zu zwingen.

Wer sich solchen Widerständen gegenüber behaupten will,
„Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.“

Der Beweise für das Versagen dessen, der mit sich immer allein bleibt, sind beschämend viele, und beim Wandern auf einem Wege, der mir zugewiesen wurde, ist die Kraft zum Ausharren nicht in mir selbst entsprungen. Sie muß mir zugeflossen sein. Wie ein Kind an der Hand des Vaters bin ich, zuweilen wohl in Angst erschauernd, aber im ganzen doch vertrauensvoll durch einen dunklen Wald geschritten. An den Rändern des Weges lärmten die drohenden, gewalttätigen Mächte. Aber die Übermächte zogen mich vorwärts mit einer Gewalt, die eben, weil sie aus der Übermacht kommt, wieder still und sanft sein darf.

Preis der guten Mächte also, und keine Biographie! Darum sind auch die einzelnen Teile dieses Buches nicht streng am Leitfaden der Zeit aufgereiht; sie haben unter sich nicht den Zusammenhang, den die Geschichte fordert. Vielmehr möchten sie die wunderbaren und seltenen Augenblicke darstellen, in denen das niedergehende Leben sich zu stauen scheint. (Denn der Bach geht von allem Anfang her nieder und ist darin vom Strom nicht unterschieden.)

Der Zauber dieser Stockung bemißt sich nicht nach dem Gewicht des angesammelten Wassers. Überwältigend wirkt er noch aus dem Geringsten. Die Feuchte eines nebligen Herbsttages sammelt sich im Schlehenhag an den Dornen und rieselt an ihnen nieder, bis an den Spitzen in weiten Abständen wieder und wie-

der ein Tropfen schwer und rund wird, der in der Andeutung eines Sonnenblicks einmal kurz aufleuchtet und dann zu Boden fällt. Nach einem Augenblick des Stillstandes wird dann dem Fluß sein Recht zurückgegeben. In seiner Rundung aber war der unscheinbare Tropfen vollkommen, und in seinem vergänglichen Glanz leuchtete die Ewigkeit auf.

So macht im Fluß eines verborgenen Menschenlebens der Augenblick vor dem Fall eines Tropfens die Welt vollkommen, weil diese Sekunde so wirkt, als sei die Welt dem Zwang der Zeit entzogen. Vergangenheit und Zukunft sind aufgehoben, und im seligen Augenblick ruht das Wesen ganz und gegenwärtig. Auf den runden, zeitentrückten Augenblick kommt es mir an, auf die Stockung, in der das Ewige ist, nicht auf den Fluß der Geschichte.

Laßt mich die Rundung noch unter einem anderen Bilde rühmen! Seifenblasen sind eine hingehauchte Vergänglichkeit, und eine leise Bewegung der Luft kann sie zerstören. Es gibt aber ganz windstille Tage, an denen ein Kind es wagen darf, seine schillernen Kugeln im Garten steigen zu lassen. Dann schmiegen sich Himmel und Erde, zum Bilde geworden, um die Vollkommenheit der siebenfarbigen Rundung. In frostklaren Winternächten steht die Halbkugel des bestirnten Himmels selbst nicht vollkommener über der stillen Erde. Jede Kugel ist Bild der göttlichen Schöpfung, und die Vollkommenheit der Rundung ist unabhängig von den Maßen des Umfangs.

Es hat mich gelockt, aus meiner Jugend Augenblicke des Innehaltens, der Windstille noch einmal zu beschwören; es drängte mich zu dem Versuch, einer bedrohten und schnell zersprühenden Vollkommenheit der Welt dennoch eine kleine Dauer in der Sprache zu verschaffen. Vielleicht gelingt es mir dabei, dem Leser in stürmischer Zeit eine Spanne der Windstille vorzutäuschen. Wenn er sich dann mit der Wirklichkeit seines Leibes auch unvermindert wachsam gegen die anheulenden Gewalten stemmen muß, die ihm den Atem vom Munde reißen, so hat doch seine Seele eine andere Wirklichkeit und ein anderes Atmen. In einer Windstille, die im diesseitigen Verstande immer vorgetäuscht sein mag, kann sie so tief Atem holen, daß auf geheimnisvolle Weise dem bedrängten Wanderer eine Kraft zuströmt, seinen vorgebeugten Leib entschlossener gegen den Sturm zu stemmen.

Einfachen Bildern aus den frühen Jahren eines fremden Mannes sind solche Wirkungen freilich an sich nicht gegeben. Sie sind allein der Sprache möglich, die sich zwar ihrer unendlichen Größe wegen an den Gegenständen nie ganz verleiblichen kann, die aber dennoch immer mit ihrem unverwirklichten Teil, für den wir auch andere, höhere Namen wissen, überall da gegenwärtig bleibt, wo ihre Macht mit frommem Ernst beschworen wird. Dient das Leibgewordene menschlicher Anschauung und Erkenntnis, die immer unvollkommen bleiben müssen, so führt das *unfaßbar* Gegenwärtige alles Stückwerk der Vollendung zu in einem Raum, den wir nicht mehr begreifen, sondern in einem tiefen Erschauern nur noch gerade ahnen können.

Überall rauschen in der Sprache die Wasser des Geistes über die Erde. Jeder Mensch springt hinein in das Fließende, wird hineingeschoben, hineingestoßen, hineingeworfen. Einerlei, wie es geschieht! Hat er in dem Lallen seiner frühen Kindheit eben noch nahe dem sicheren Ufer mit dem Fließenden sinnlos plätschernd sich vergnügt, so wird er nun schon vom Geiste fortgerissen. Gering ist die Fracht, die das unscheinbare Rinnsal mit sich führt; aber die Ströme tragen das Große.

Noch weiß ich die Stelle im Brook, wo ich mir einst im Erlenbüsch einen Stock schnitt. Die Späne sprangen vom Messer in ein Wasserlein, das unterm Grase halb verdeckt träge dahinflöß. Da wurden sie mir zu Schiffen, um deren Weiterkommen ich bangte, weil ich ihnen meine eigene Sehnsucht in die Ferne als Fracht gegeben hatte. Wohl schmiegt sie sich oft hinzögernd dem Ufergrase an wie in einer geheimen Angst vor dem Hingerissensein. Dennoch waren sie alle meinen Augen entschwunden, ehe die weiße Wunde des Erlenholzes sich röten konnte. — Viele Jahre später stand ich eines Tages in Finnland an den Stromschnellen von Vallinkoski und sah den Baumstämmen nach, die in weißem Gischt unablässig vorüberjagten. Mit den Riesen der finnischen Wälder spielte der Strom nach seinem Willen. Sie trieben einzeln dahin und in Verbänden, fanden sich zusammen, trennten sich wieder, streckten sich in der Richtung der Strömung oder legten sich quer, polterten übereinander hin oder suchten tauchend andere zu überholen. Zuweilen hob ein wiederauftauchender Riese eine Schar kleinerer Stämme aus dem Wasser.

Ein Strudel übertraf alle anderen an Kraft. Wenn ein Stamm ihm zu nahe kam, so zog er ihn senkrecht und mit solcher Gewalt in die Tiefe, daß sich das tote Holz hoch aufrichtete. Für einen Augenblick fand der Stamm heim in den Stolz der aufrechten Haltung. So rafft sich Siegfried noch einmal auf, nachdem ihn Hagens Speer zu Boden gezwungen hat. Aber schon sank er zurück, und wenn er sich im Niederbrechen vom Sog des Strudels nicht weit genug entfernen konnte, dann begann das grausame Spiel von neuem. Es war, als müßte der Stamm den in der Wirklichkeit des Waldes einmal durchlittenen Sturz in einer gespenstischen Welt wie besessen immer wiederholen. Und doch ist das Pathos dieser Gebärde nur ein kleiner Zug im Gesamtbilde, und am Ende kann sich jeder Stamm dem Strudel entziehen. Die endlich Befreiten schießen davon mit einer neuen Hingabe an die Verwandlung, die mit ihnen vorgegangen ist, und die hohe Freude des Hingerissenseins schwillt auf im Donner der niedergehenden Wasser.

Als ich am späten Abend dieses Tages mit der Bahn von Imatra nach Wiborg fuhr, drang auf einer stillen Station plötzlich ein wunderliches Rauschen durch die offenen Fenster in den Wagen. Ich suchte besorgt mit den Augen den Himmel ab; aber ein finnischer Fahrtgenosse belehrte mich lächelnd: „Die Wasser von Valinkoski!“ Die Entfernung von unserer Station gab er mit sieben Kilometern an. So singt der Strom seine hinreißende Gewalt über das Land.

Mögen wir nun Span sein oder Stamm, in der Sprache finden uns die Wasser des Geistes und reißen uns hin.

Es wird klar geworden sein, daß unsere Heimkehr ins Paradies ein ganz unverbindliches Umherschlendern im Gewirr der Steige nicht zuläßt. Während unserer Wanderung will überprüft werden, was wir getan haben und was wir noch zu tun gedenken. Der Ernst dieser Forderung unterwirft die Paradiespforte einer letzten Verwandlung. Aus der reinen Geistigkeit kehrt das Wort hier heim ins Bildhafte. War die Pforte am Anfang gebildet aus Rosenstämmen, die der Gärtner kundig einander zugebogen hatte, so verschwindet nun das freundliche, lebendige Gerank, und hinter ihm wird im strenggefügteten Gemäuer ein spitz-

bogiger Türrahmen sichtbar, die Paradiespforte. Sie gibt durch die Vorhalle den Weg frei in einen Lebensbau, der als Stätte der Verehrung dem Höchsten zugedacht war. Und hier sehe der Mensch sich um!

In dem Bau, der mir vorschwebte, sollte allen guten Mächten ihr Altar aufgerichtet werden, und so nahm ich mir, wenn immer meine Mittel auch nur für eine schlichte Kapelle reichten, doch um des hohen Beispiels willen Dombaumeister zum Vorbild. Am Ufer des Stromes begann ich meine Arbeit. Als aber die Mauern erst halbhoch aus dem Grund ragten, zeigten sich in ihnen schon Risse und Sprünge. Inzwischen hatte eine Stromregulierung den Grundwasserspiegel niedergedrückt, und meine eichenen Träger im Fundament folgten der Senkung von oben her mit ihrem Vermorschen. Die Jahre halber Traumbefangenheit lagen hinter mir, und nach dem völligen Erwachen hatte ich vielen rationalen Regulierungen von Herzen zugestimmt. Grundwasser! Ein schönes, dunkles Wort! Unseren Vorfahren sickerte es schon die kleine Grube voll, die sie mit einem einzigen Stich ihres Spatens ausgehoben hatten. Unser metaphysischer Grundwasserspiegel ist gesenkt worden, und das war wohl nötig um der gewaltigen rationalen Taten willen, die das Menschengeschlecht in diesem Jahrhundert und im vergangenen vollbracht hat.

Dies alles wirkte hinüber auf meinen Bau. Die Risse verbreiterten sich, und ich mußte die Fundamente aufgraben, um von ihrem Zustand eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Schlimm war der Anblick; aber nicht heillos. Die Zeit setzte mir mit ihrer verstandesklaren Beredsamkeit zu und wollte mir beweisen, daß ich das Begonnene in Trümmer sinken lassen müsse, um an anderer Stelle einen anderen Bau zu beginnen: einen lichten, unverstellten Raum, in dem sich gute Maschinen gut aufstellen lassen. Ich habe mich aber entschlossen, die bedrohten Mauern neu zu unterfangen mit einem Material, dem rationale Stromregulierungen nicht beizukommen vermögen. Das ist nicht im Eigensinn geschehen und nicht in ohnmächtigem Trotz. Wohl sind die Wasser der Tiefe tiefer hinabgesickert; aber sie haben sich nicht verloren. Wie sollten wir denn ein menschliches Leben führen, wenn nicht auch unsere Maschinenhäuser noch über ihrem Rauschen stünden. Meine Hände sollen wahrlich in der verkrampten Umklamme-

rung alter Irrtümer nicht untüchtig werden zum Begreifen des Neuen. Das „*alte Wahre*“ aber, laßt es nicht fahren; faßt es an! So bin ich wieder in die Gerüste gestiegen, und wenn ein Vorübergehender in teilnehmendem Beschauen vor meinem Bau verweilt, so zeige ich ihm wohl auch die erneuerten Fundamente.

Kein menschlicher Bau kann im Stolz seiner senkrechten Säulen nur immer weiter streben bis in den Himmel hinein. Wenn die tragenden Säulen bis zu einer gewissen Höhe emporgewachsen sind, ist die Sonne des Arbeitstages schon weit über den Zenit hinausgegangen, und in ihrem milderen Schein ist ein erstes Ahnen des Abends. Der Bau muß beschlossen werden, und also verzweigt sich die Säule in das Bündel der Gewölberippen, das sich in Demut neigt. Von allen Seiten drängen nun die Teile der aufgelösten Säulen aufeinander hin, damit in ihrem Neigen der Bau sich langsam *schließe* und als Menschenwerk im Endlichen *beschlossen* bleibe. Und während sich die Gewölberippen nach und nach zu einem Netz verflechten, wächst unten im Schiff der Dämmer so, daß im Aufblick wohl einmal am hellen Tage die Sterne schon sichtbar werden. Da scheint das Gewölbe geschlossen zu sein mit einer blauen, bestirnten Decke, da ahnen wir, daß mit dem Schlußstein, den der Tod schon in wägenden Händen hält, der Bau dennoch ins Unendliche eingeht. Die Stellen nun, an denen die Rippen sich schneiden, die Stellen, welche in einer bedeutungsvollen und besonderen Weise der Verfestigung des Gewölbes dienen, Stellen, an denen die tragenden Kräfte sich sammeln, sie möchte ich nach dem Beispiel alter Meister in aller Demut ein wenig schmücken mit leuchtenden Farben und gehämmertem Gold.